

„Der Ton vom Ostermorgen“

1Kor 15,17a

Predigt in der zentralen Reformationsfeier des Evangelischen Kirchenverbandes Köln und Region am 31. Oktober 2019 in der Trinitatiskirche in Köln

Michael Weinrich

In seinem großen Auferstehungskapitel im ersten Korintherbrief schreibt der Apostel Paulus:

„Ist aber Christus nicht auferweckt worden, so ist euer Glaube nichtig.“ (1Kor 15,17a)

Liebe Schwestern und Brüder, liebe Gemeinde!

Lassen wir uns heute einmal von Karl Barth zu Paulus führen- Er war Pfarrer. Seit 1911 war er Pfarrer in der Bauern- und Arbeitergemeinde Safenwil im Kanton Aargau in der Schweiz. Im Januar 1916 überraschte der nun beinahe 30-jährige Barth in einem Gemeindevortrag im benachbarten Städtchen Aarau sein Publikum mit einer provozierenden Frage:

„Was soll all das Predigen, Taufen, Konfirmieren, Läuten und Orgeln? All die religiösen Stimmungen und Erbauungen, all die ‚sittlich-religiösen‘ Ratschläge ‚den Eheleuten zum Geleite‘, die Gemeindehäuser mit und ohne Projektionsapparat, die Anstrengungen zur Belebung des Kirchengesanges, unsere unsäglich zahmen und nichtssagenden kirchlichen Monatsblättlein und was sonst noch zu dem Apparat moderner Kirchlichkeit gehören mag! Wird denn dadurch etwas anders in unserem Verhältnis zur Gerechtigkeit Gottes? *Erwarten* wir auch nur, dass dadurch etwas anders werde?“¹

Da meldet sich spürbar ein weitreichender Frust zu Worte. Es gibt bestimmt einige unter uns, die sich im Blick auf unsere meist gemächliche Kirchlichkeit schon einmal eine ähnliche Frage gestellt haben. Worum geht es eigentlich in all der Betriebsamkeit, welche die Kirchen um sich herum verbreiten? Aber Barth stimmt hier nicht nur in einen verbreiteten Verdruss

¹ K. Barth, Die Gerechtigkeit Gottes [1916], in: Vorträge und kleinere Arbeiten 1914–1921, in Verbindung mit Fr.-W. Marquardt hg. v. H.-A. Drewes (Karl Barth Gesamtausgabe Bd. 48), Zürich 2012, 225–245, 238f.

mit ein. Ihn plagt nicht nur die altbackene Milieuverhaftung des kirchlichen Betriebs. Er attackiert nicht nur die harmlose Mittelmäßigkeit und Schwerfälligkeit des durchschnittlichen Gemeindelebens. Vielmehr wird er beunruhigt von der gewohnheitsmäßigen Routinisierung unseres Umgangs mit Gott. Er stolpert über die Inszenierungen, in denen wir meinen, Gott einen angemessenen Auftritt verschaffen zu können. Er wundert sich über die homöopathische Dosierung, in der wir die Gerechtigkeit Gottes an uns heranlassen. Ja, er erschrickt über die Erwartungslosigkeit Gott gegenüber.

Was waren das noch für Zeiten, in denen die Menschen noch von der Frage bewegt wurden: „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?“ Diese Frage der Reformation ist dem neuzeitlich aufgeklärten Menschen fremd geworden. Längst scheint es Gott zu sein, der auf eine Rechtfertigung angewiesen ist. Damit er nicht ganz überflüssig wird, geben ihm die Menschen bis heute etwas zu tun – hier und da, wenn es darum geht, einen Umstand in einer besonders erhabenen Beleuchtung erscheinen zu lassen wie beispielweise 1990 die Vereinigung der beiden deutschen Nachkriegsstaaten. Aber auch als verbindender Trost wird er noch in der Reserve gehalten, etwa wenn uns eine hassgetriebene Terrorattacke, ein verheerender Tsunami oder ein blindwütiger Amoklauf in ratlose Fassungslosigkeit versetzt, die dann in einem öffentlichen Ritual aufgefangen wird. Salopp formuliert funktioniert es ein bisschen so wie ein Wunschkonzert, je nach Lage und Geschmack.

Für Barth kam das Fass der religiösen Selbstbedienung beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges zum Überlaufen. Er sah in Deutschland die Kirche damit beschäftigt, die todbringenden Waffen der Armee zu segnen. Die Kirche scheute nicht davor zurück, Gott der Aggression des nationalistischen Staates anzudienen. Sie versagte nicht nur in dem ihr aufgetragenen Gottesdienst, sondern hatte inzwischen Gott gleichsam zu ihrem Angestellten gemacht, der ihr dabei helfen sollte, sich gegen ihren kontinuierlichen Abwärtstrend im gesellschaftlichen Leben ein Ansehen zu sichern. In einem Brief schreibt Barth, dass ihm schrecklich zu Mute wird, wenn in dem Durcheinander von Kriegslust und Vaterlandliebe schließlich auch noch „die Theologen kommen und alles nun religiös verklären wollen mit ihrer furchtbar gewandten Dialektik. Da regt sich aller Widerspruch

in mir, [...]“² Da „wird fortgesetzt etwas mit Gott, Gotteserfahrung, Gotteswillen begründet, was ich mit dem Gegenteil von Gott in Verbindung setzen muß, wenn ich nicht allen klaren Inhalt des Wortes ‚Gott‘ preisgeben soll.“³

Die Krisis der Kirche hatte einen neuen Tiefpunkt erreicht. Nicht weniger als Gott selbst stand nun infrage. Der „klare Inhalt des Wortes ‚Gott‘“ ist unter die Räder gekommen. Wenn das aber der Fall ist, stellt sich tatsächlich die Frage: „Was soll all das Predigen, Taufen, Konfirmieren, Läuten und Orgeln?“ Wenn nicht mehr deutlich ist, um was es geht, wenn wir es wagen von Gott zu sprechen, verliert die Kirche ihre Bestimmung. Ohne den lebendigen Gott kann sie nur noch an die eigene Frömmigkeit glauben. Damit entspricht sie dem Glauben des modernen Menschen an sich selbst, – tatsächlich aber verkommt sie zu einem moralischen Stimmungsmacher.

Für Barth spiegelte sich diese hoffnungslose Selbstverschlossenheit der Kirche in ihrem erwartungslosen Umgang mit der Bibel. Der Bibel wurden nur noch Auskünfte zugestanden, die in die endlichen Bedingungen der uns bekannten Welt hineinpassen. Das funktioniert dann so wie das Spiel mit dem Echo: Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus. Wir rufen hinein, was wir für möglich halten, und herauskommt dann eine Stärkung unseres guten Willens. Wir legen aus, was wir einlegen. Unempfindlich für den selbst inszenierten Kurzschluss legen wir unser eigenes Echo aus. In unseren „Gemeindehäusern mit und ohne Projektionsapparat“ stellen wir uns immer wieder an den Waldrand, um zu zeigen, dass es funktioniert. Auch wenn es ein wenig langweilig ist: Die Bibel gibt uns Antwort auf alle Fragen, ihr scheint nichts fremd zu sein und zuverlässig bestätigt sie unsere Erwartungen, je nach religiöser Luftfeuchtigkeit, mal klarer und mal ein wenig verschwommener. Tatsächlich aber haben wir mit dieser Beschränkung auf die uns bekannte Welt der Bibel gleichsam das Oberlicht verhängt, durch welches das Licht Gottes in unsere Wirklichkeit hineinscheinen konnte. Ohne dieses Oberlicht beschränkt sich ihre Inspiration nun auf unsere eigenen Geistesblitze. Aber unsere Versuche, auf eigene Faust in der Transzendenz zu fischen, können nicht

² Brief an Helene Rade vom 20.12.1914 in: Karl Barth/Martin Rade, Briefwechsel, hg. v. Chr. Schwöbel, Gütersloh 1981, 127f.

³ Ebd., 127.

weiterführen, weil auch unsere Spekulationen auf die uns zur Verfügung stehenden immanenten Verständigungsmittel beschränkt bleiben.

Gegen dieses naturgemäß unergiebiges Selbstgespräch erinnert Barth die Kirche daran, dass in der Bibel eine neue Welt in unsere alte Welt der menschlichen Selbstgerechtigkeit hineinragt. Sie ist davon durchdrungen, dass sich die Transzendenz von sich aus in unserer Welt annonciert – „senkrecht von oben“, wie der junge Barth gerne sagte, um darauf hinzuweisen, dass die Initiative von Gott selbst ausgeht. Der Kontrast zwischen alter und neuer Welt ist nicht weniger als der Kontrast zwischen Tod und Leben, denn das Neue, das es hier zu hören gibt, ist, wie Barth sagt, der „Ton vom Ostermorgen“⁴. Er macht sich in unserer alten Welt des Todes hörbar. Er sagt uns etwas, was wir uns grundsätzlich nicht selbst sagen können. Die Bibel ist nicht das Echo unserer Fragen und Erwartungen, sondern das Echo dieses „Tons vom Ostermorgen“.

Damit wir uns nicht missverstehen: Barth verordnet uns mit seiner Konzentration auf den „Ton vom Ostermorgen“ keine rosa Brille zur Verklärung unserer Wirklichkeit. Die Bibel selbst ist realistisch genug und weiß nur zu gut, dass unsere Erfahrungen in eine ganz andere Richtung weisen. Gott selbst erleidet all das Elend, von dem wir in Atem gehalten werden oder das wir lieber übersehen. Im Spiegel des Leidens und Sterbens Jesu Christi wird uns unsere Lebensfeindlichkeit und die faktische Auflehnung gegen Gott vor Augen gerückt. Immer noch haben die goldenen Kälber ein allzu leichtes Spiel mit uns. Barth spricht von „herrenlosen Gewalten“, die der Mensch wie im Gedicht vom Zauberlehrling entfesselt, ohne sie dann tatsächlich noch beherrschen zu können.⁵ Denken wir an unsere Gefangenschaft in einer global agierenden menschenverachtenden Konkurrenz-Wirtschaft, an die Zwänge der mantra-artig gepredigten Doktrin eines permanenten Wachstums; denken wir an die egomane Ausplünderung und Verschmutzung unsers Planeten, an die indolente Akzeptanz eines unersättlichen Reichtums,

⁴ Karl Barth, Die Neue Welt in der Bibel [1917], in: Vorträge und kleiner Arbeiten 1914–1921, in Verbindung mit Fr.-W. Marquardt hg. v. H.-A. Drewes (Karl Barth Gesamtausgabe Bd. 48), Zürich 2012, 317–343, 322.

⁵ Vgl. K. Barth, Das christliche Leben. KD IV/4, Fragmente aus dem Nachlaß, hg. v. H.-A. Drewes u. E. Jüngel (Karl Barth Gesamtausgabe 7), Zürich 1976, 365.

dessen Infragestellung aberwitzig als Neiddebatte abgekanzelt wird; oder denken wir an das offenkundig durch keine Erfahrung belehrbare Vertrauen auf eine Friedenssicherung durch die Anhäufung möglichst schrecklicher Waffen. Das sind solche entfesselten Geister, die wir selbst herbeigerufen haben und die sich nun verselbständigt haben und uns als kaum beeinflussbare Mächte erscheinen. Aber auch zwei alten Geistern, die wir schon eingefangen glaubten, wird der Korken auf der Flasche wieder gelockert: dem kurzsichtigen Nationalismus und dem niederträchtigen Antisemitismus. Sie schwadronieren wieder mit wachsendem Selbstbewusstsein einher so als sei nichts geschehen.

Tatsächlich aber handelt es sich bei diesen „herrenlosen Gewalten“ um ebenso moderne wie archaische weltanschauliche Mythen. Barth weist darauf hin, dass sie ganz und gar nicht auf der Höhe eines ‚rational-wissenschaftliches Weltbildes‘ stehen, mit dem wir so gern unsere Aufgeklärtheit demonstrieren. Es sind vielmehr die Götter und Mythen eines zutiefst ‚Magischen Weltbildes‘⁶, das sich in diesen Geistern weiter behauptet. Ihre irrationale Macht hat aber tatsächlich nichts anderes im Rücken als die alles vergleichgültigende Macht des Todes. Es geht also nicht um eine rosa Brille, wenn Barth vom „Ton vom Ostermorgen“ spricht, sondern sein Zuspruch umfasst den Widerspruch gegen die Götzen des Todes, die unablässig zum Tanz aufspielen, um uns davon abzuhalten, die mit ihnen verbundenen Abgründe in den Blick zu nehmen.

Ob nun ohne Gott oder mit Gott, wir haben es mit demselben Schauplatz zu tun, aber es sind zwei ganz verschiedene Welten, in denen zwei entgegengesetzte Mächte das letzte Wort beanspruchen. Ja, wir bleiben auf derselben Bühne, aber ohne Gott oder mit Gott werden da zwei vollkommen verschiedene Dramen aufgeführt. Wo uns das nicht lebendig vor Augen steht, ist das Licht der Wirklichkeit Gottes noch nicht wirklich wahrgenommen worden. Und Barth sah eben die Kirchen und die Theologie ihrerseits damit beschäftigt, dieses Licht zu verdunkeln. In einem ebenso kurzsichtigen wie folgenreichen Einvernehmen mit dem naiven Bekenntnis des Naturalismus haben

⁶ Ebd., 369.

sie selbst der Bibel das Oberlicht verhängt und Gott damit das Wort abgeschnitten.

„Christus ist auferstanden“ – auf die Wirklichkeit dieser grundlegenden Botschaft Gottes in unserer Todeswelt weist Barth unermüdlich hin. Sie ist die Zusammenfassung des alles umfassenden Wortes Gottes, wie es uns von der Bibel erschlossen werden will. Sie macht unsere Welt zu einer neuen. Der „Ton vom Ostermorgen“ ist das Ja Gottes vor der Klammer unserer ganzen Geschichte, auch wenn uns in dieser Klammer immer noch ein schmerzliches Nein entgegentreten mag.

„Ist aber Christus nicht auferweckt worden, so ist euer Glaube nichtig“, betont Paulus im ersten Korintherbrief (1Kor 15,17a). Es geht offenkundig um das Ganze. Ohne den „Ton vom Ostermorgen“ bleiben wir in unserer alten Welt des Todes. Mit ihm aber sind wir aus der Geiselnahme durch den Tod befreit. Wir müssen uns vom Tod nicht weiter herumschubsen lassen. Das ist wirklich unglaublich, und eben deshalb ist es nur zu glauben.

Das helle Licht des Ostermorgens ist kein verfügbares Gut, sondern es muss wie das Manna in der Wüste immer wieder neu entdeckt werden. Halten wir also das Oberlicht offen. Darauf kommt es an. Das ist im Kern die Intervention der Theologie Karl Barths, die den Blick auf die eben auch heute ergehende Intervention des lebendigen Gottes in unserer Welt des Todes freihalten will. Nicht auf die Theologie, sondern auf Gott kommt es an. Das sollte uns nach Barth insbesondere die Theologie zu bedenken lehren.

Es ist eben so, liebe Gemeinde, dass der Friede Gottes höher ist als alle Vernunft, deshalb bewahre er eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.

– Amen –

Aktueller Literaturhinweis:

Michael Weinrich, Karl Barth. Leben – Werk – Wirkung, Göttingen 2019